



★ K L A U S R E I C H E R T ★

FLEISCH

IST MIR NICHT WURST

Über die Wertschätzung unseres Essens und
die Liebe meines Vaters zu seinem Beruf



HarperCollins

Willi war bis zu diesem Zeitpunkt nicht weiter aufgefallen. Es gab nie einen Zweifel daran, dass er in die Fußstapfen seines Vaters treten würde. Dafür musste er aber erst mal ein paar Jahre lang für kleines Geld im Familienbetrieb schuften.

Er sollte sich die Firma verdienen. Und Opa und Oma bestanden auf einer Schwiegertochter, die bereit war, sich der Familientradition unterzuordnen.



Der Chef und sein Junior.



Opa Hans und Willi mit Gesellen in der Wurstküche.

Opa Hans drängte darauf, dass die Zukünftige meines Vaters in die Metzgerei passen musste. Am besten sollte sie aus einem schwäbischen Dorf stammen, die dralle Tochter eines Bauern sein, katholisch, pausbäckig und bereit, ihr Leben hinter der Wursttheke zu verbringen, am besten mit kleinem Gehalt und ohne irgendwelche überzogenen Ansprüche wie einen freien Nachmittag die Woche oder, noch skandalöser, zwei Wochen Urlaub im Jahr! So weit Opas und Omas Vorstellung einer passenden Ehefrau für ihren Willi, die auch noch dadurch befeuert wurde, dass Willis Schwester Brigitte sich in einen fleißigen Metzgergesellen verliebt hatte.

Unser Vater hatte sich nun aber in eine Frau verguckt, die das komplette Gegenteil einer passenden Metzgersgattin war. Doris Peper war die Tochter einer Bürgerfamilie, die überzeugt »Heil Hitler« geblökt und dann durch den Krieg alles verloren hatte. Als Doris 1943 geboren wurde, war ihr Vater an der Front, später wurde er für tot erklärt, ohne dass die Umstände seines Ablebens geklärt werden konnten. Ihre Kindheit verbrachte das dürre Mädchen mit seinen Geschwistern in einem Heim in Wiesbaden-Biebrich, da die Mutter ihre Kinder nicht versorgen konnte. Im Alter von 15 Jahren begann Doris eine Hauswirtschaftslehre bei den Wirtsleuten des *Deutschen Hauses* in Höchst, einer Kneipe mit zweifelhaftem Ruf, in der die Jugend des Viertels begeistert ein und aus ging.

Doris war in den Augen von Opa Hans viel zu hübsch. Sie war sexy und ausgeschlafen, rappeldürr, dazu evangelisch und nicht vom Dorf. Ihr fehlte jeder Stallgeruch, und dass Frauen selbst denken wollten, wie ihr Mundwerk bewies, das fanden Männer wie Opa im Jahr 1960 noch anrühlich. Für Opa war Doris ein gerissenes Luder, das dem braven Willi das Fell über die Ohren ziehen würde.

Opa Hans kochte vor Wut, Oma schniefte nächtelang ins Kopfkissen. Nur Willi strahlte vor Glück, und Doris wurde mit 19 schwanger. Es gibt Hinweise darauf, dass sich die Bezeichnung »Braten in der Röhre« ein Metzger ausgedacht hat. Opa fand das gar nicht komisch. Das Hochzeitsbild unserer Eltern zeigt eine blasse hochschwängere Braut, einen glücklichen Ehemann und Oma und Opa mit vor Zorn und Abscheu rot verweinten Augen.

Erst als mein Bruder Thomas 1962 geboren wurde und dann ein Jahr später ich zur Welt kam, beruhigte sich die Lage. Doris war gerade dabei, die Wursttheke auszuräumen, als die Wehen einsetzten. Sie dachte erst, das Ziehen im Unterleib käme vom schweren Heben, so ein ganzer Bierschinken kann schon mal fünf Kilo wiegen. Meine Mutter legte die Wurstwaren im Kühlhaus ab und ließ sich dann ins Krankenhaus fahren. Als braves Unternehmerekind kam ich pünktlich kurz nach Ladenschluss. Mein großer Kopf machte bei der Geburt ein paar Probleme, doch die Blutung war schnell gestillt und meine Mutter am nächsten Morgen schon wieder im Laden. Während ich auf der fleckigen Riesencouch im Nebenraum friedlich schlummerte, räumte Doris den Bierschinken zurück vom Kühlhaus in die Ladentheke.

Opa und Oma waren für den Moment zufrieden über die Enkel, die Schwiegertochter hassten sie heimlich weiter. In der Metzgerei Reichert war es nicht nur in den Kühlräumen eisig kalt. Als Doris dann anfing, einmal die Woche Tennis zu spielen und auch noch das Wochenende frei haben wollte, brach endgültig die Eiszeit aus, von der sich unsere Familie nie wieder erholt hat.

Unsere Großeltern gehörten einer Generation an, die es nie für möglich gehalten hätte, dass eine Work-Life-Balance nicht zu hundert Prozent aus Work bestehen könnte. Dass unsere Mutter der Firma und uns Kindern den Rücken kehren und die Scheidung einreichen könnte, war für Oma und Opa undenkbar.

Freizeit war man nur bereit uns Kindern zuzugestehen. Opa Hans, unseren Vater Willi oder einen der Metzger aus unserer Wurstküche montags in aller Frühe zum Schlachthof

zu begleiten, das waren für uns Kinder die Höhepunkte der Schulferien. Wir zogen unsere Minimetzgerkittel an und schlüpfen in unsere Gummistiefel. Wir sahen aus wie Lolek und Bolek⁵ als Wurstmacherlehrlinge verkleidet.



Mein Bruder und ich und unser Vater Willi.

Schon die Fahrt durch die Stadt war ein Abenteuer. Um fünf Uhr morgens waren die Straßen leer, die gelben Lichter der Ampeln waren auf Blinken eingestellt, und unser Opa trieb den Bulli⁶ in einem Affenzahn die Uferstraße hinauf Richtung Schlachthof im Stadtteil Sachsenhausen. Früher wurde in Frankfurt in einer 1-a-Lage geschlachtet, und es wird niemanden wundern, dass da, wo einmal Rinder und Schweine ihr Leben ließen, heute moderne Stadthäuser mit Luxusappartements stehen. Der Schlachthof stellte 1993 den Betrieb ein und verschwand vom Filetstück am Ufer des Mains. Statt der Metzger kamen damals die Immobilienspekulanten zum Zug. Dass der Schlachthof 20 Jahre später Geschichte sein sollte, davon ahnten wir damals noch nichts, als in den 1970ern

die Räder des Bullis an der Einfahrt des Schlachthofs durch eine Pfütze mit Desinfektionsmittel rollten.

Der Schlachthof war eine Welt für sich mitten in der Stadt. Eine Welt, in der die Männer vor Blut triefende Wachsschürzen trugen und überall Schilder hingen, auf denen stand: *Ausspucken verboten*. Die wenigen Frauen auf dem Gelände steckten in weißen Trevirakitteln⁷, saßen in beheizten Holzverschlügen und zählten Geld. Es waren die Ehefrauen der Viehhändler und Schlachter. Und dann gab es noch die Bedienungen in der Schlachthofkantine. Diese Frauen waren die Barbarella-Variante einer Fleischereifachverkäuferin. Da in ihrem von Blutgeruch, Alkohol und Zigarettendunst geschwängerten Dunstkreis nie Kinder aufzutauchen schienen, waren mein Bruder und ich auch für diese Frauen die kleinen Schmuse- und Knuddelmetzger, die geherzt, gedrückt und verwöhnt wurden. Nicht selten musste uns Papa oder Opa später auf der Heimfahrt den Lippenstift aus den Haaren und von der Stirn wischen.

Während die Gesellen die Schweine und Rinderhälften in unseren VW-Bus packten, saßen wir in der Schlachthofkantine und futterten die leckersten Frankfurter der Welt. Danach ging es zum Darmhändler Christ. Aus einem Holzfass zog Herr Christ die mit einer Salzlake überzogenen Schafsdärme und packte sie in einen Holzeimer, den wir Kinder – stolz, auch etwas beitragen zu können – zum Auto schleppten. Herr Christ rauchte Kette und schenkte, als wir aus dem Blickfeld waren, unserem Opa einen Kurzen ein.

Unser Bulli unterschied sich sehr von den VW-Oldtimern, mit denen die Surfer in Retrowerbepots am Strand campieren. Der Lieferwagen war knallrot und hatte bis auf die Front und Seitenscheiben keine Fenster. Am Heck und an den Seiten prangte in weißen Großbuchstaben unser Name: METZGEREI REICHERT. Der Innenraum des Fahrzeugs war mit Alu ausgeschlagen und durch Metallplanken in zwei Ebenen geteilt: Unten stand der Eimer mit den Därmen, und oben stapelten sich die halben Schweine.

Opa war natürlich auch auf dem Frankfurter Schlachthof ein bekannter Mann. Die Fleischhändler schätzten ihn, weil er ehrlich war und bar bezahlte. Das Fußvolk respektierte ihn, weil er groß und stark war und niemals über die zotigen Witze der Schlachter lachte. Bei einem unserer Besuche bat ihn ein Viehhändler aus einem Nachbarort von Großallmerspann um Hilfe. Der Mann hatte auf seinem Anhänger den mächtigen Bullen Herkules und traute sich nicht, das Tier über die Rampe zur Schlachtbank zu führen. Opa Hans wickelte sich den Strick, der am Nasenring des Bullen befestigt war, um den Arm bis hinauf zum Ellbogen. Er sprach sanft mit dem riesigen Wesen und schaffte es tatsächlich, Herkules, ohne am Nasenring zu zerren, in Bewegung zu setzen. Mittlerweile war der halbe Schlachthof angetreten und beobachtete, wie mein Großvater gelassen das Furcht einflößende Tier Richtung Schlachthaus führte. Die Spannung, die in der Luft lag, begann sich aufzulösen, alles schien gut zu gehen, doch dann kreischte direkt hinter der Schlachthofmauer ein Martinshorn los.

Herkules verwandelte sich innerhalb einer Sekunde in ein rasendes Monster, der Bulle galoppierte los und schleifte Opa Hans über den von Tierkörperflüssigkeiten verkrusteten Asphalt. Bisher kannten wir so was nur aus *High Chaparral*⁸, einer Westernserie, die